Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 45

Artikel: Der Minneritter auf dem Lande

Autor: Lienert, Meinrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648597

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Minneritter auf dem Lande. Erzählung von Meinrad Lienert. 1

(Copyright by Sauerländer & Co., Aarau.)

Im heimeligen Winkel eines grünen Bergtales, unter einer überhängenden Fluh, haben sich einige Häuser zusammengetan, die miteinander ein kleines Dorf bilden. Aus den grauen Schindeldächern schaut das Türmchen des weißen Kirchleins hinweg über die Matten und Talweiden.

Das Dörflein nennt man Studach. In Studach wohnt ein gesunder Menschenschlag. Die Studacher sind aber ein eigenhölziges Völklein, an dem herum noch nicht zu viel geschnitten, gezweit und gedoktert worden ist. In den Knochen haben sie gesundes Mark und in den Köpfen allerlei altes Zeug und alten Spuk aus der Urväter Zeiten. Wenn ihn nicht ein „Gebranntes" auftaut, redet der Studacher um einen Batzen nicht viel. Wer ihn etwa frägt: „Heda, Mann Gottes, ich bin hier fremd; bin ich hier recht in Studach?" der bekommt im Reinfall ein Kopfschütteln und im Jafall ein Schnalzen mit der Zunge. Eine Schule haben sie im Dörflein nicht, aber ein kleines verschindeltes Pfarrhaus. Der Pfarrer ist alt und hat nicht viel zu tun. Aber etwa versucht er auch Menschen- und Viehschäden zu heilen. Daneben schnitzt er fleißig Pfeifen. Wenn die Köchin darüber schimpft, daß alle Truhen voll Tabakpfeifen seien, und daß sie nicht wisse, wohin damit, sagt er zu ihr: „Gib Frieden! So manches Maul im Land, so manche Tabakpfeife braucht's, und die Kinder, die nachwachsen, werden den Tabak auch nicht aus einer Suppenschüssel rauchen." Der Pfarrer ist ein verständiger Mann; er schaut nicht bloß auf die Kappe, er schaut auch auf den Kopf. Wenn ihm dieser oder jener über seinen Nachbarn schimpft und von ihm sagt: „Seht, der ist durch und durch schlecht!" so antwortet der alte Herr: „Es wird halt etwas auch das Holz schuld sein; aus einem jeden Holz lassen sich nicht leicht tüchtige Pfeifen schnitzeln." Doch vom alten Pfarrer wollen wir da nicht reden. Ich habe nur sagen wollen, daß er jetzt allzeit extra für die Bauern die Tabakpfeifen gemacht hat, wie unser Herrgott seinerseits ihre Mundwerke extra für die Tabakpfeifen erschaffen zu haben scheint. Denn wenn der Studacher das Pfeifchen nicht im Mund hat, ist er kein Studacher, sondern nur ein Mensch.

Die Häuser im Tal schauen alle nach Osten, daß ihnen die Morgensonne gleich recht schön in die niedrigen Stuben scheinen kann. Aber hinter einem Rain, in einer Waldlichtung, steht noch ein braunes, verwittertes Häuschen, und nahe dabei, unter den Bergtannen, mottet und raucht ein Kohlenmeiler; denn die Leute im Tannschlupf sind von alters her Kohlenbrenner gewesen und haben immer ein Aussehen gehabt, als ob die Kinder dort schwarz auf die Welt kämen. Am Kohlenmeiler vorbei läuft ein kurzweiliger Bach nach dem Heuberghof hinunter, der noch hinterm Wald in einer schönen, weltabgeschiedenen Talmulde liegt. Und da wären wir nun am rechten Ort angekommen. Nämlich, vom alten Heubergstöffi, der da auf dem stattlichen Bauernhofe wirtschaftete, möchte ich gerne ein Geschichtlein erzählen. Er ist auch so eine Art vergeblicher Minneritter gewesen, wie man von solchen etwa in alten Kalendern lesen kann.

I.

Der Heubergstöffi war noch ein blutjunger Nachtbub, als sein Vater beim Holzreisten von einem fallenden Baum erdrückt wurde und der Mutter ins Grab nach mußte. Da er nun der einzige Sohn war, so fand er sich auf einmal als der Bauer auf dem Heuberghof.

Wie er nun die Ausdehnung des Heimwesens so recht ins Auge faßte, fiel ihm ein, es möchte doch nicht geraten sein, auf dem Gut so allein zu wirtschaften. Also machte er sich mit den Nachtbuben des Tales auf Weiberfährten. Er befand sich auch bald auf der richtigen Spur, und obwohl seine Auserwählte nicht gerade die Schönste im Land war, gefiel sie ihm doch über allen Begriff, da er sie mit zwanzigjährigen Augen ansah. Er kroch ihr also fleißig über die Scheiterbeigen. Weil aber alles ein Ende hat, außer etwa ein Strumpfband oder eine Kegelkugel, fühlte er sich bald bewogen, seinen Schatz zur Frau zu machen. So hatte er eine Wirtschafterin.

Wie nun die große getäfelte Stube von Kindergeschrei ein vierfaches Echo gab, raffte ein Fieber die Bäuerin weg. Da stand der Stöffi wieder allein und verlassen mit seinen Kindern im Heuberghof. Aber die Kinder starben ebenfalls bis auf zwei, ein Büblein und ein Mägdlein. Das Büblein wuchs nach und nach zu einem angriffigen Hupfauf heraus, und das Mägdlein ward ein heiterhaariges, gradaufgeschossenes Wunderfitzchen.

Wie es einst der Vater getrieben, so machte es nun der Sohn; er arbeitete tags und ruhte nachts erst recht nicht. Er mußte ja im Tal herumfahren mit der Jungmannschaft und nach Betzeitläuten allüberall unter die Fenster stehen und nachsehen, wie es den Rosen und Nelken auf den Gesimsen ergehe und ob sie auch fleißig gewässert werden. Auch das Töchterchen war ein gar umtunliches, ruheloses Zöpfchen, das nicht nur Nelken vor dem Fenster, sondern auch übermütige Haarkräuselchen ob den lustigen Augen hatte.

Das alles betrachtete der alternde Heubergbauer mit verdrossenen Augen. Seit seine Frau mit Tod abgegangen, hatte er beim Zunachten immer Herzklopfen. Es fehlte ihm etwas. Die Stube kam ihm so leer und die zweibettige Schlafkammer so überflüssig voll vor. Endlich war er mit sich einig, daß er nochmals heiraten müsse. Er machte sich fleißig auf die Suche nach einer passenden Gesponsin. Es stand ihm auch hin und wieder eine am Brunnen bereit, wenn er im Land herumging, aber nie eine Junge. Darum tat er sehr unmerkig und ließ sich von den schönsten Redensarten nicht fangen. Eine Blutjunge wollte er haben; denn, sagte er, eine Junge kann ich noch an mich gewöhnen wie ein Aufziehkälblein, aber eine Aeltere ist schon zu eigenköpfig. Sie hat's wie eine neugekaufte Kuh, bei der man nie recht weiß, wenn man um sie ist, ob sie einem nicht den Eimer aus der Hand schlägt. Zudem, sagte er, jung hat man eine nie zu lang; ist eine aber einmal älter, so ist's mit ihrer Haut wie mit einem Bettüberzug: Ein jeder Tag, an dem eine Hand darüber streichelt, macht ihn abgetragener. Er selber hielt sich aber noch für einen annehmbaren Mann, obschon seine Haare im schier zwanzigjährigen Witwerstande grau geworden waren und sein Gesicht ausschaute wie ein alter Pergamentbrief, auf den der Herr der Zeit mit kräftiger Hand dicke Runen gezeichnet hat. Aber obwohl er immer bedächtiger schreiten mußte, trug er doch die sommerlichen Heubürden mit den Jungen auf den Gaden, und seine Heiratslust hatte sogar immer noch zugenommen, je mißfälliger ihn das Weibervolk aufnahm. Als er sich noch als ein angehender Witwer im kräftigen Mannesalter befand, war ihm keine gut genug. Die eine war ihm zu gewest, die andere zu läppisch, die dritte zu fein, die vierte zu täppisch. So hatte er wohl alle angelacht, aber keine genommen. Da war er, ohne daß er's recht merkte, älter und alt geworden. Jetzt bekam er überall abschlägigen Bescheid: „Nein, Stöffi, ich will Euch lieber nicht; denn ich möchte keinen Lederhandel anfangen", sagte ein Maitli am Höhport zu ihm. Und eine andere rief ihm lachend zu, als er sie anfreite: „Stöffi, ich kann Euch nicht wohl nehmen. Ihr seid mir fast ein bißchen zu abgehend. Es wär mir doch jedesmal, wenn Ihr mich in die Arme nehmen wolltet, ich müsse Euch zuerst, wie einen welkenden Blumenstrauß, ins Wasser stellen, damit Ihr wieder aufginget und mehr Eurem Sohn, dem Sepp, gleichzusehen kämet." So lief der Stöffi überall bei

den hablichen Bauerntöchtern an. Er mochte um die Fenster fahren wie er wollte, die Scheiblein schlossen sich vor ihm, als wäre er ein Hagelschauer.

Wie er aber gar bemerkte, daß sein wohlgewachsener Sprößling, der allzeit lachende Sepp, alle Segel und Notlappen aufspannte, um sein Schiffchen in den Hafen der Ehe zu bringen, wurde ihm kreidig zumut. Er vermeinte, am Ende könnte er nun doch um sein zweites Hochzeitsbett kommen. Daher gedachte er seinen Sohn so schnell als menschenmöglich irgendwohin gut zu verheiraten. Der Steuereinzüger des großen Dorfes Ennetbirgen hatte ihm ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß er seine Tochter, das Wyseli, gern heiraten möchte. Das war dem alten Stöffi gerade recht gekommen. Der Steuereinzüger hatte eine ältliche Schwester mit etwas verfallenem Vermögen; vielleicht würde diese seinen Sepp nehmen. Im Dorf konnte sie gewiß nicht auslesen. Zwar das Wyseli war dem Köhlerbub im Tannschlupf, dem Jörlieni, sehr hold; aber das plagte den Heubergbauer wenig. Wenn er sie mit dem Steuereinzüger zusammenbringt, wird sie sich schon nach der Decke strecken. Das alles gedachte er gar fein einzufädeln und zum ersprießlichen Ende zu bringen. Einstweilen aber wollte er sich selber eine sichern. Die wohlbestellten Bauernjungfern hatten ihn also lachend abfahren lassen. So wollte er sich denn an eine machen, die zwar an Hab und Gut, nicht aber an jugendlichen Reizen irgendeiner Landschönen nachstand.

Mitten im Dörflein Studach stand ein Wirtshaus, worin ein unbehauenes Stück Menschheit, in Gestalt eines dicken groblachten Wirtes hauste. Wenn der Holderwirt den Mund auftat, so floß entweder sein schlechter geschnapster Wein hinein oder es kam ein Fluch heraus, ungesiebt und ungeschönt, ganz wie er ihn drin hatte. Aber dieser Alte, mit den listigen, nahe beisammenstehenden Aeuglein, besaß eine Tochter, das Holderbeni, die ebenso schön war wie er wüst. Hockte sie neben ihm in der Wirtsstube, sah sie aus wie eine frischerblühte Feuerilge am Felszacken. Dieses hübsche Studacher Maitli, das gar ein flinkes Zünglein besaß und ein rundumgehendes Schelmenäuglein, hatte sich der alte Heubergbauer vorgenommen. Die würde ihn gewiß nehmen, da sie von ihrem Alten nicht zu viel zu erwarten hatte. Nun machte er sich jeden Sonntag nach dem Gottesdienst ins Studacher Wirtshaus, ob dessen Eingang mit eckigen Buchstaben, die durcheinander stolperten wie betrunkene Bauern, zu lesen stand: Speisewirtschaft zum Wachholder. Dort höckte er sich hinter den Tafeltisch und hörte mit halben Ohren den Bauern zu, die über ihr Vieh verhandelten oder dem Holderwirt, der über irgendetwas, das ihn ärgerte, loszog. Durch den Rauch aber, mit dem er sein Haupt umwölkte, blinzelte er beständig nach der lustigen Holderbeni, die in irgend einer Ecke mit den Jungburschen scherzte, wobei er mit Unlust bemerkte, daß sich sein Sohn, der Sepp, ihrer besonderen Aufmerksamkeit erfreute. Zuletzt verdroß ihn das also, daß er seinem maulenden Buben das Holderwirtshaus völlig verbot. „Denn", sagte er, „so junge Gängelbuben brauchen nicht schon gleich nach der Kirche ins Wirtshaus zu hocken." Wie nun der sonst als sehr haushälterisch, ja schier als geizig, bekannte Heubergstöffi, Sonntag für Sonntag ins Wirtshaus ging und dort sich bis abends verankerte, fester als ein Meerschiff, merkte der grobschlächtige Holderwirt endlich, was den alten Fuchsen in seine Hube zog. Er drückte, kurz auflachend, das Deckelchen aufs Pfeifchen und nahm sich vor, ihm zum mindesten von seiner Jungen die Haare so gut als möglich scheren zu lassen, wenn es ihm nicht gar gelingen sollte, sein Beni zur Heubergbäuerin zu machen.

II.

Es war im Heuet. Da rollte und rumpelte über den schmalen holperigen Weg gegen den Heuberghof ein Bernerwägelein. Drauf saßen ein rotbrächer Herr und ein ältliches Fräulein. Der kutschierende Herr trug einen steifen, etwas abgeschossenen Hut und die bestandene Jungfer ein städtisches Gewand und einen pyramidalen Sommerhut mit regenbogenfarbigem Federschmuck.

Jetzt schlug der Hund auf dem Heuberghof an und fuhr wütend unter dem Stiegenbrücklein hervor, dem langsam heranrasselnden Fuhrwerk entgegen.

Verwundert schauten die Heuer und Heuerinnen auf, und dem Wyseli fiel vor lauter Erstaunen der Rechen aus den Händen. Der Heubergbauer aber, der die Augen mit der Hand beschattet und prüfend nach dem Gefährt geblickt hatte, sagte schmunzelnd vor sich hin: „Aha, da kommen sie ja." Er legte seine Heugabel auf einen Heuhaufen, wischte ein wenig das dürre Gehälm von Hemd und Hose und schritt aufs Haus zu, vor dem das Wägelein eben Halt machte. „He, Sepp", rief er gegen die Scheune, auf die sein Sohn eben eine Heubürde trug, „komm hinüber und schau, daß der Gaul etwas bekommt! Und du, Wyseli", lärmte er dem mit offenem Munde unter den Heuern stehenden Töchterlein zu, „mach dich ins Haus!"

„Guten Tag, Stöffi!" Wir kommen wohl ungeschickt?"

Der Alte nahm die gestrickte blaue Kappe, die er auch mitten im Sommer trug, ab und schüttelte dem ausgestiegenen Besuch die Hände. „Leg dich, Bäri! Der Tausend, schau da zu! Das freut mich jetzt Meister, daß Ihr's mit Euerer Jungfer Schwester endlich einmal bis da zu uns hinaufgebracht habt. Seid mir willkommen!"

„Ich habe Euerer Einladung nun doch einmal folgen wollen, Heubergbauer", sagte der Steuereinzüger. „Viel komme ich ja nicht aufs Bauernland, und wenn ich komme, sehen mich die Leute gewöhnlich nicht für eine Gabe Gottes an." Ein wieherndes Gelächter ging in den Tag hinein.

„Schlechter Weg", machte der Stöffi, der auf so etwas jetzt nicht eingehen wollte.

„Lauter Steine und Fallgruben, für ein Roß ein Martersteig", schimpfte der Steuereinnehmer.

„Ja", sagte das ältliche Fräulein, mit besorgtem Blick nach dem unterm Stiegenbrücklein lauernden Hunde schauend, „wir sind wie gerädert."

„So kommt denn hinauf ins Haus und ruht Euch ein Stündchen aus!"

Sie machten sich das Stieglein hinauf, und bald saßen sie in der kühlen Stube und trockneten sich den Schweiß von den Stirnen. Der Heubergbauer aber trampte in die Küche hinaus, rückte ein paarmal seine breiten Schultern und tat dann dem eifrig am Herd tätigen Wyseli zu wissen, daß nun der Herr drin sei, von dem er ihr schon so oft gesprochen und der sie zur Frau nehmen wolle. „Der da drin", sagte das Wyseli, „der ist's, den soll ich heiraten? Der könnte ja mein Vater sein." — „Red nicht so dumm; er ist jünger als er scheint." — „Oha, Vater, da könnte einer sich arg täuschen. Es ist einer immer genau so alt, als er ausschaut. Da wäre mir's noch schier lieber, er sähe jünger aus und wäre älter." — „Er hat ein schönes Vermögen beisammen; du kannst nur hineinsitzen." — „Hineinsitzen?" machte das Wyseli, „das Sitzen ist mir sowieso zu langweilig." — „Ja, ja", sagte nun brummig der Alte, „du wolltest eben lieber mit dem Jörlieni, dem Köhlerbub im Tannschlupf, in den Stauden herumfahren, gelt, du Zaupf?" — „Ja, Vater, das wollte ich lieber." — „Jetzt schweig", fauchte er sie an, „und schau zur Milch! Siehst denn nicht, daß sie dir übersiedet? Du nimmst diesen Herrn aus dem Dorf und nicht einen kohlenschwarzen Hungerschlucker. Ich will dich gut versorgen, und wenn du mir nochmals ein Wort von dem weidenleichten Jörlieni sagst, so verzupfe ich dich! Und nun richte an!"

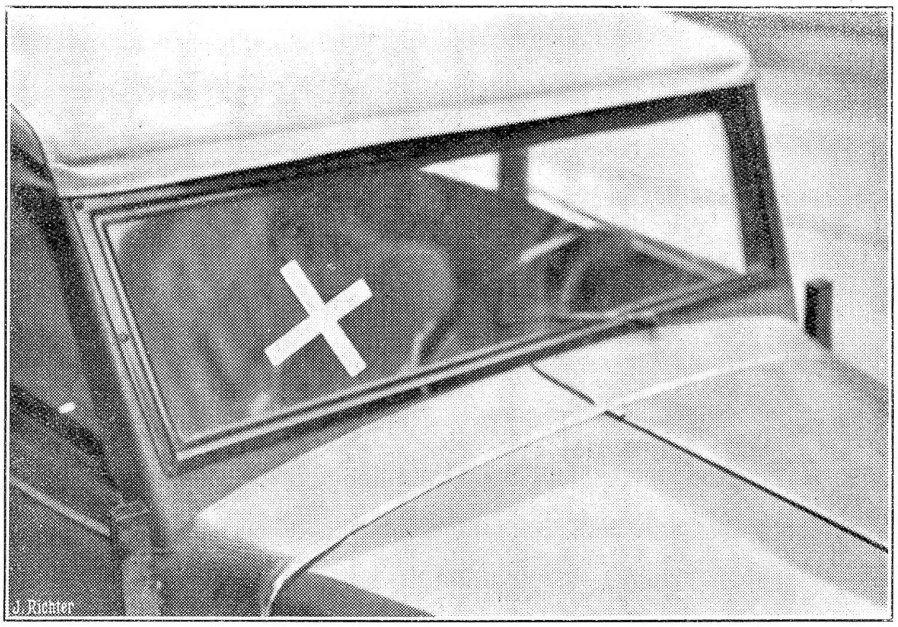
Er machte sich mit bösen Augen aus der Küche; aber als er in die Stube hinein kam, strahlte er wie ein neuer Pfannendeckel. Er holte aus dem Büffet Brot und selbst-

gewonnenen Honig, auch Hagenbutteneingemachtes, blies über den Tisch und deckte ihn gar säuberlich.

„Wyseli", rief er durchs Ofenrohr, „bring die Butter und den Niedelkaffee!" Er bekam keine Antwort, auch nicht, als er nochmals hinausrief. Das wurmte ihn sehr; er trampte in die Küche hinaus und schimpfte: „Willst du wohl einmal hereinkommen mit der Sach, du Fratz, oder muß man dich mit Kreuz und Fahne abholen!" Es blieb still, und wie er sich erstaunt in der raucherfüllten Küche umsah, fand er von seinem Töchterlein keine Spur mehr. Zornglühend trat er ans vergitterte Küchenfenster.

Da erblickte er zu seinem Schrecken das Wyseli gegenüber in der Scheune. Sie kletterte eben flink über die Heuleiter hinauf und wie sie droben war, zog sie selbe auf den Heuboden nach.

Es wurde ihm wirblig im Kopf; s' Donners, 's Donners, wie konnte es denn sein; sie war ihm wahrhaftig ausgerissen. Zornig, bedrückten Herzens, nahm er den heißen irdenen Kaffeekrug und den Butterteller und ging damit in die Stube hinein. (Forts. folgt.)



Verkehrssünder werden gekennzeichnet.

Durch den zunehmenden Kraftverkehr haben sich die Verkehrsunfälle in den Strassen Berlins ausserordentlich gemehrt, sodass sich der Berliner Polizeipräsident veranlasst sah, mit verschärften Mitteln gegen alle Verkehrssünder vorzugehen. So werden zum Beispiel leichtsinnige Automobilisten, die schon öfters Verkehrsunfälle verschuldet haben, durch ein gelbes Kreuz, das auf die Windschutzscheibe gemalt wird, gekennzeichnet.

Welt-Wochenschau.

Links und Rechts in Frankreich.

Am Parteitag der französischen Radikalsozialisten haben sich der linke und der rechte Parteiflügel gegenseitig Zugeständnisse gemacht mit dem Resultat, daß diese Partei einen stärkern Druck auf Laval auszuüben vermag. Von rechts her, von der Parteileitung, stimmte man der Linken in ihrer Forderung der energischen Bekämpfung des fascistischen Liguenwesens zu und verhalf der Resolution, die eine fernere Teilnahme der Radikalen an der Regierung von der Auflösung der Liguen abhängig macht, zum Siege. Links verhalf man dafür Herriot wieder zum Parteipräsidium. So wurde ein drohender Bruch vermieden, der die Linke empfindlich geschwächt haben würde. Ist damit auch der innere Bruch geheilt? Es hängt so unendlich viel von der Mobilität der französischen Demokratie ab: Der Ausgang des „Völkerbundabenteuers" mit den Sanktionen und damit der Kredit des Völkerbundes überhaupt, die weitere Gestaltung des Verhältnisses zu England, die Beziehungen zu Rußland, zum Reiche, zur Kleinen Entente, die Fortdauer oder Beendigung des italienischen Kurses, kurz, Europas Schicksal, daß man mit Recht länger bei den französischen Parteiwirrsalen verweilt.

Die Regierung Lavals hatte kurz vor dem radikalen Parteitag selbst Maßnahmen ergriffen, und die Demonstrationen staatsfeindlicher Gruppen „auf öffentlichem Boden" untersagt. Mit bitterer Ironie wurde bei den Radikalen bemerkt, diese Verbote würden nur gegen die Kommunisten wirken; die Feuerkreuzler könnten sich jederzeit auf den weiten Flächen des Großgrundbesitzes versammeln. Und die Fascisten bekräftigten höhnisch, daß sie der gleichen Meinung seien. Darum verlangten die Radikalen ernst zu nehmende Dinge: Verbot der Bewaffnung, Auflösung der Verbände ꝛc.

Nun wird es sich fragen, wie groß der Nachdruck jener rechtsradikalen Minister sein wird, die den Auftrag haben, bei Laval die Forderungen ihrer Partei zu vertreten. Bleiben sie sanft und kraftlos, wissen sie nicht die Einberufung der Kammer durchzusetzen, verstehen sie nicht, daß sie Laval zwingen müssen, dieser Kammer ein Projekt in ihrem Sinne vorzulegen, wagen sie nicht, die Ministerkrise herbeizuführen, falls Laval sich sperrt, dann bricht der Parteizwist binnen kurzem von neuem los.

Laval hat den Radikalen sofort geantwortet, und zwar mit 200 „Notverordnungen", die kein Sterblicher übersieht, wenn er nicht gerade französischer Parlamentarier ist. Aber man verstand auf der Linken sehr wohl, daß die massenhafte Ausgabe solcher Notgesetze ein rasches Vorgreifen im diktatorischen Sinne sei und dem Parlament seine Funktionen vorwegnehme. Dieses Parlament wird ja demnächst aus seinen halbjährigen Ferien zurückkehren und seine Rechte zurückverlangen, und die ganze Linke trachtet danach, die Gelegenheit zu benützen und gegen Laval Sturm zu laufen; mit Laval meinen sie indessen die staatsfeindlichen Kräfte, die sich hinter dem Republikaner Laval breit machen und Dinge betreiben, die verzweifelt nach Bürgerkriegsvorbereitungen aussehen.

Was aber sind Lavals Pläne? Ist es wirklich so, daß er diesem Parlament die Forderung nach einer neuen freiwilligen Vertagung stellen, ihm zumuten will, sich selbst seiner Rechte zu berauben und die Diktatur der Notverordnungen zur regelrechten Herrschaft zu erheben? Wenn ja, dann hängt alles nur noch von einem ersten Entscheid dieses Parlamentes selbst ab. Stimmt es zu, dann sind die Radikalsozialisten darauf angewiesen, andere Wege zu gehen. Dann können sie nur noch ihre Ministerportefeuilles in die Hände des Chefs legen und erklären: „Monsieur Laval, wollen Sie wagen, ein Kabinett ohne Befragung der Kammer zu bilden, oder wollen Sie sich der neuerdings vertagten Kammer mit einer Rechtsregierung stellen?" Der erste Fall wäre für Frankreichs Geschichte beispiellos und kommt kaum in Frage. Der zweite würde die Rechtsdiktatur auf „legalem Wege" einführen und unabsehbare Verwicklungen nach sich ziehen.

Es drängt in Frankreich nach und nach alles nach einer solchen Entscheidung. Ist dieser Staat geblieben, was er war, so wird sich das Parlament nicht selbst morden, wird